

Feldmarschall von Madenien 65 Jahre Soldat

Die militärische Laufbahn unseres Husarenmarschalls

Es war am 1. Oktober 1869, als sich in dem polnischen Landstädtchen Lissa der fast 20jährige August Madenien aus Haus Kleinig bei Torgau beim 2. Leib-Husaren-Regiment als Einjährig-Freiwilliger zum Dienstantritt meldete. Seit seiner frühesten Kindheit hatte er Husar werden wollen, aber nur mit Mühe hatte er es erreichen können, sein Jahr bei dem Regiment dienen zu dürfen, dem mit dem schwarzen weißbeschnürten Ättila die preussischen Farben auf den Leib gezeichnet sind, und welches das Zeichen der Treue bis in den Tod vor der Stirn trägt. Während seines Dienstjahres brach der Krieg gegen Frankreich aus, in dem er sich durch hervorragende Patrouillenritte auszeichnete und bereits am 3. Dezember zum Lieutenant der Reserve befördert wurde. Mit dem Eisernen Kreuz geschmückt kehrte er heim. Wie gern wäre er aktiv geworden, doch der Vater verweigerte seine Einwilligung, und so besog er die Universität Halle, um landwirtschaftlichen Studien obzuliegen. Immer wieder aber brachte er dem Vater gegenüber seinen Herzenswunsch zum Ausdruck, und 1873 war dessen Erfüllung endlich erreicht. Mit offenen Armen nahm ihn sein Regiment auf, und am 13. Mai wurde er als aktiver Secondelieutenant angestellt.

Nach kaum dreijähriger Frontdienstzeit wurde er als Adjutant zur 1. Kavallerie-Brigade kommandiert und wenige Wochen später unter Befehl in seinem Kommando in das 1. Leib-Husaren-Regiment versetzt. Im Jahre 1878 rückte er zum Premier-Lieutenant auf, und 1880 wurde er nach Beendigung seiner Brigadestabsadjutantzeit auf zwei Jahre zum Generalstab kommandiert. Nach Ablauf des Kommandos wurde er in den Generalstab versetzt und einige Monate später zum Hauptmann befördert. Jährlich trat er zwei Jahre Dienst beim Großen Generalstab, dann ein Jahr beim Generalstab des 7. Armeekorps in Münster und schließlich zwei Jahre als Generalstabsadjutant der 14. Division in Düsseldorf. Nur wenige Jahre werden vermutlich wissen, daß unser Husarenmarschall auch einmal Dragoneruniform getragen hat. Am 20. September 1887 wurde er als Eskadronchef in das Dragoner-Regiment Nr. 9 in Wien versetzt. Nachdem er seine Schwadron genau ein Jahr geführt hatte, kehrte er in den Generalstab zurück und wurde Major. Bis 1891 war er Generalstabsadjutant der 4. Division in Bromberg, dann wurde er 1. Adjutant beim Chef des Generalstabes, dem General Grafen Waldsee.

Der 17. Juni 1893 war der Tag, an dem er den geliebten schwarzen silberbeschnürten Ättila wieder anlegen konnte, denn unter diesem Datum wurde er in das 1. Leib-Husaren-Regiment versetzt und mit der Führung des Regiments beauftragt. Kaisers Geburtstag 1894 wurde er Oberstlieutenant und Kommandeur des Regiments, und am 12. September 1895 erfolgte seine Ernennung zum Flügeladjutanten unter Befehl als Kommandeur der 1. Leib-Husaren. Nachdem er am 22. März 1897 Oberst geworden war, ernannte ihn der Kaiser am 27. Januar 1898 zu seinem Diensttuenden Flügeladjutanten und erhob ihn am gleichen Tag des folgenden Jahres in den Adelsstand.

Seit April 1900 Generalmajor und Diensttuender General à la suite wurde er anlässlich der Vereinigung der beiden Leib-Husaren-Regimenter in eine „Leib-Husaren-Brigade“ am 14. September 1901 deren erster Kommandeur.

Seit diesem Tage war bis zum Kriegsausbruch Danzig seine Garnison. Am 11. September 1903 wurde er Generalleutnant und unter gleichzeitiger Ernennung zum Generaladjutanten Kommandeur der 26. Division und am 27. Januar 1908 General der Kavallerie und kommandierender General des 17. Armeekorps. Eine besondere Ehrung und Freude bedeutete es für ihn, als der Kaiser ihn am 27. Mai 1918 à la suite des 1. Leib-Husaren-Regiments stellte.

Als der Weltkrieg ausbrach, zog er an der Spitze seines glänzend durchgeübten 17. Armeekorps ins Feld. Die Schlachten bei Gumbinnen, Tannenberg und an den Masurischen Seen waren seine ersten Ruhmes-tage. Besonders tat er sich bei Tannenberg her, wo er, grundtätig an der Spitze seines in Eilmärschen dahinstürmenden Korps, dem Rußen den letzten Ausweg verhielt. Darauf kam das 17. Armeekorps nach Südpolen, und hier wurde General v. Madenien mit der schwierigen Aufgabe betraut, einen Vorstoß gegen Warschau zu unternehmen. Er trieb auf erdrückende Uebermacht, doch eifersüchtig hielt er in der Hoffnung, daß inzwischen die Oesterreicher bei Zwangorod den Sieg erringen würden, bis zum letzten Augenblick stand. Als diese Hoffnung sich nicht erfüllte, führte er, um nicht unklammert zu werden, den Rückzug in loth murgültiger Weise durch, daß ein amerikanischer Kriegsberichterstatter in Warschau damals schrieb: „Er war verwundet wie ein Geiß“.

Am 1. November wurde Madenien zum Führer der 9. Armee ernannt und erhielt den Auftrag, durch einen Flankenstoß aus Richtung Thorn die „russische Dampfwalze“ zum Stehen zu bringen. Wie Fieten aus dem Busch fiel er bei Bloclamef und Kutno über den Rußen her und wollte ihm dann bei Lodz ein zweites Tannenberg bereiten. Doch die Uebermacht des Feindes war zu groß, und die eigenen Truppen waren bereits überanstrengt. Während der Rußen nun ineinander zu umfallen suchte, verfolgte Madenien mit acht husarischer Kühnheit trotzdem sein großes Ziel. Gelang der geniale Plan auch nicht in der Vollendung, so hatte das Leib-Husaren vorbildliche Draufgehen doch die ganze feindliche Front ins Wanken gebracht. Der Orden Pour le Mérite und die Ernennung zum Generaloberst waren der wohlverdiente Lohn für diese echte Feldherrnleistung.

Mitte April 1915 wurde Generaloberst v. Madenien Führer der 11. Armee, die bestimmt war, durch einen Großangriff die Russen endgültig zu zertrümmern. Hier war er der rechte Mann am Platze. Am 2. Mai brach er bei Gorlice-Tarnow wie das Ungewitter über den Gegner herein, zerriß die russische Front, betrat den größten Teil Galiziens und trieb den Feind in zwar schweren aber immer erfolgreichen Kämpfen bis in die Kottinokümpfe vor sich her. Das war ein Husarenstück ganz großen Stiles. Der österreichische Kaiser ehrte ihn durch Ernennung zum Chef des Husaren-Regiments Nr. 10, sein eigener Kriegsherr ernannte ihn am 22. Juni zum Generalfeldmarschall. Der Kindertraum „Ich will Husar und Marschall werden“ war Wirklichkeit geworden!

Im Oktober 1915 wurde dem Marschall eine neue besonders schwere Aufgabe zuteil, die nicht nur höchste militärische Fähigkeiten, sondern auch, da es sich um ein Zusammenarbeiten aller Verbündeten handelte, vorbildliche diplomatische Gewandtheit erforderte — die Niederwerfung Serbiens mit deutschen, österreichischen und bulgarischen Streitkräften. In 42 Tagen hatte der Marschall das große Werk vollendet! Als 1918 Rumänien in die Reihe unserer Genossen eintrat, da war es wieder der Husarenmar-

schall, der auch diesen Feind in knapp drei Monaten niederwarf. Gerade an seinem 67. Geburtstag (6. Dezember 1916) konnte er als Sieger in Bukarest einziehen. Bis zum Kriegsende blieb er auf dem schwierigen und verantwortungsvollen Posten in Rumänien. In vorbildlicher Kameradschaft teilte er mit seinen Soldaten die Kälte des fürchterlichen Frostes nach Ungarn. Hier geriet er durch Verrat noch in die Hände der Franzosen, die sich nicht scheuten, trotz Beendigung des Kriegszustandes den fast 70jährigen Feldherrn nach Saloniki zu schleppen und dort bis Ende 1919 in Gefangenschaft zu halten. Nach seiner Heimkehr trat der Marschall am 24. Januar 1920 in den Ruhestand und nahm dann seinen Wohnsitz in Falkenwalde bei Stettin.

Rittmeister a. D. E. Kriebig

Der Kalender der hundert Tage Im Zeichen der Saarverbundenheit

Ein besonders lebendiges Zeichen der Verbundenheit des deutschen Volkes mit seinen Brüdern an der Saar ist in einem Saar-Kalender geschaffen worden, dem Kalender der 100 Tage. Vom 5. Oktober bis zum 13. Januar soll dieser Kalender in jedem deutschen Hause hängen und seinen Bewohnern täglich die Liebe zu dem entrissenen deutschen Boden aus neue ins Herz pflanzen.

Dieser Abstimmling-Kalender ist ein Meilenstein der Photokunst. Seine 100 Blätter zeigen in den herrlichsten Aufnahmen die Schönheiten des Saarlandes. Sie erzählen aber auch von dem Leben und der Arbeit seiner Bewohner, von ihren Sitten und Bräuchen. Hier entsteht ein lebendiges Bild der Saarländischen Wirtschaft. Bild und Text wirken zusammen, um sowohl die wirtschaftliche wie die politische Verbundenheit des Saarlandes mit seinem Mutterland zu beweisen.

Hundert Blätter reden eine eindringliche Sprache. An jedem Tage hämmert uns ein neues Bild ins Gemüt: Deutschland ist die Saar! Deutschland und das Saarland sind eine untrennbare Einheit! Die herrlichen Luftaufnahmen des Saar-Kalenders werden dazu beitragen, ihm rasch Eingang in alle deutschen Familien zu schaffen. Sie werden die Liebe und die Treue zum Saarland vertiefen helfen und zugleich von der Notwendigkeit sprechen, daß jeder einzelne Deutsche helfen muß, sich mit ganzer Kraft für die Wiedergewinnung des Saarlandes einzusetzen, und sei es auch nur dadurch, daß er nicht zurücksteht bei der allgemeinen großen Kundgebung des deutschen Volkes.

Hundert Tage lang wird uns dieser Kalender immer wieder das Saarland vor Augen bringen. Jede deutsche Wohnung und jeder deutsche Arbeitsraum soll er schmücken. Es ist dies eine wahrhaft wirksame Saarbille, der sich nicht einer entziehen darf. Der geringe Preis des Kalenders (er kostet nur 1 RM.) wird dazu beitragen, daß ihn tatsächlich jeder erwerben kann. Wenn wir in jedem Hause dies Zeichen treuer Volksverbundenheit finden, so wird dies ein neuer Beweis für den gemeinsamen großen Willen des deutschen Volkes sein, das Saarland, das uns 15 Jahre hindurch entrissen war, dem Mutterlande zurückzugewinnen!

Der Reinertag aus dem Verkauf des Saarkalenders wird der Durchführung des Winterhilfswerts im Saargebiet dienen. Jede Mark also, für die ein Kalender erworben wird, kommt unmittelbar den notleidenden deutschen Brüdern an der Saar zugute.

Druck und Verlag: W. Kiefer'sche Buchdruckerei in Allensteig. Hauptvertriebsstelle: A. Lauf, Anzeigenleitung: Gust. Wobnisch, Allensteig, D.-A. d. L. R.: 2100



Ueberreichung C. Adermann, Romantische Stuttgart

81) Da sah sie Wladlos Gesicht, aus dem nun auch langsam die Freude wich, und hörte seine geliebte Stimme enttäuscht fragen: „Ja freust du dich denn nicht, Marjeta?“

Und sie sagte sich, daß sie nicht an sich denken durfte, sondern bloß an ihn, daß er ihr Mann sei und sie ihm diese große Freude nicht verderben dürfe, und weil ihre Stellung vielleicht schwierig und peinvoll werden würde.

Und aus der Kraft ihrer großen Liebe heraus zwang sie ein Lächeln auf die blassen Lippen und sagte warm: „Doch, Wladlo... natürlich freue ich mich! Weil du dich freust! Nur... es kam so plötzlich, weißt du... so ganz und gar unerwartet, daß ich mich erst ein wenig zurechtfinden muß!“

„Ich wußte es ja schon lange,“ plauderte er schnell wieder vergnügt, „aber ich wollte dich überraschen. Und denke nur: Vater hat Hochegg gekauft und stellt uns das erste Stadtwort zur Verfügung, so daß du nun wieder in deinem Vaterhaus wohnen kannst!“

Er ahnte nicht, daß diese Nachricht ein zweiter, vielleicht noch härterer Schlag für sie war. Aber diesmal hatte sie sich besser in der Gewalt. Kein Zug in ihrem Gesicht verrät das schmerzliche Zucken ihres Herzens.

„Auch das muß ertragen werden,“ dachte sie, „um feinetwillen!“

Als beide dann ein Weilchen später zum Frühstück kamen — der Kleine in seinem Kinderwagen natürlich mit, denn Margaret ließ ihn keinen Augenblick mehr von sich — war das Esszimmer leer.

„Frau Grahornig läßt schönen guten Morgen wünschen; sie will nicht hören und ist zu Frau Doktor hinübergegangen,“ meldete Jula mit sehr zufriedener Miene. Dann gratulierte sie dem gnädigen Herrn zu seiner Ernennung; Frau Grahornig habe ihnen diese auch aus der Zeitung vorgelesen, ehe sie dieselbe ins Kaffeehaus zurücktrug.

In Wirklichkeit hatte Liska die Neuigkeit an der Kinderzimmertür erhorcht, als Wladlo sie Margaret mitteilte. Erst nachher las sie die Notiz draußen in der Küche Jula und der Amme vor. Und danach litt es sie nicht länger daheim, sie mußte zu Mila und Matija, um ihnen ihr Herz über alles auszuschütten, was sich seit gestern Abend ereignet hatte...

Eine Stunde darauf — Wladlo war eben ins Amt gegangen, und Margaret badete den Kleinen — erschien Matija bei der Schwägerin. Er war besorgt, daß ihr das plötzliche Aufstehen und die ungewohnten Anstrengungen das plötzliche Aufstehen und die ungewohnten Anstrengungen mit dem Kleinen vielleicht doch geschadet haben könnten.

Aber er konnte nur feststellen, daß sie entschieden frischer und kräftiger war als die letzte Zeit im Bett, und als sie ihm alles erzählte, gab er unumwunden zu, daß sie recht gehandelt habe, die Amme sofort zu entfernen. Auch die entschlossene Art, in der sie die Pflege und Ernährung des Kleinen selbst in die Hand genommen hatte, billigte er. Nur meinte er, daß sie noch zu geschwächt sei, um alles allein zu besorgen. Eine zweite Hilfskraft sei unbedingt nötig für die erste Zeit. Das gab Margaret zu. Sie habe bereits mit Jula darüber gesprochen, die ihre jüngere Schwester, Katra, vorgeschlagen, Katra würde noch heute eintreten.

Sie sprachen dann noch über die Beförderung Wladlo's, die bevorstehende Taufe und die Ueberriedelung nach Spillersdorf. Margaret hatte sich in Gedanken schon alles zurechtgelegt, und Matija kannte, wie Hua-

und praktisch sie war. „Mila würde den Kopf verlieren, wenn man ihr so viel auf einmal zumute oder — sie würde einfach alles den Dienstboten überlassen,“ meinte er lächelnd. „Sie war immer mehr gewohnt, große Dame zu spielen statt Hausfrau — leider! Es ist ihr eben nicht anders gegeben.“

Dann fragte er, ob es wahr sei, daß Margaret Liska die Türe gewiesen habe?

Margaret schüttelte stolz den Kopf.

„Nein. Sie erlaubte sich nur einen Ton, den ich nicht dulden konnte. Da wehrte ich mich eben.“

Sie erzählte wortgetreu, was sich zwischen ihr und Liska abgespielt. „Ich zürne ihr nicht mehr,“ schloß sie, „denn nach reiflicher Ueberlegung bin ich zur Einsicht gekommen, daß man Liska nicht allzu ernst nehmen darf. Sie ist weder fähig, sich zu zügeln noch ihre Handlungen zu überlegen. Was ihr eben einfällt, tut und sagt sie.“

„Das ist auch meine Ansicht von Liskas Wesen. Trotzdem wird es gut sein, wenn du sie gehen läßt, denn Nachsicht und Ränkelpinnerei liegen ihr im Blut, und seit gestern steht sie in dir ihre Feindin.“

„Das bin ich gewiß nicht! Doch wäre ich die Letzte, die sie zum Bleiben nötigen würde! Ich ertrag sie um Wladlos willen, weil er sich einbildete, sie sei mit einer Stütze und Hilfe, was sie aber nie gewesen!“

Margaret hatte schon während ihrer Krankheit und heute noch deutlicher den Eindruck, daß Matija, im Gegensatz zu seiner Frau, es aufrichtig gut mit ihr meine und ihr ein aus Achtung und Sympathie gemischtes brüderliches Empfinden entgegenbrachte. Dester, wenn Mila ihr in nationalem Chauvinismus scharf gegenübertrat, hatte er sich ihrer angenommen, manchmal auch Wladlo gegenüber in den kleinen Dingen des täglichen Lebens ihre Partei ergriffen.

(Fortf. folgt.)



Sitte und Brauchtum



Altschwäbische Bräuche und Sitten beim Erntedankfest

Unter den Spielen, die beim Erntedankfest getrieben wurden, war besonders das Hahnenschlagen sehr beliebt. Da mußten die Burschen versuchen, mit einem Dreiflügel nach einem seitgebundenen Hahn zu schlagen (mit verbundenen Augen), wer ihn traf, dem gehörte er. Dann gab es auch Hahnen-, Hammel- und Hütchen. Die Teilnehmer brachten durch Votiv so viel Geld zusammen, daß sie einen Hammel kaufen konnten. Der wurde mit Bändern geschmückt und im Ort herumgeführt. Das Auslangen geschah im Freien. Dabei wurde entweder eine Pistole geladen oder ein Feuerweifel (Schwärmer) gemacht, ein langer Streifen Schwamm angezündet und an das Pulver gelegt. Darauf durfte jeder Teilnehmer einmal im Kreise herumtanzen. Den Edel, Knecht oder mit einem Hund geschmückten Stod, den er dazu in die Hand bekam, mußte er nach dem Tanz seinem Nachfolger in die Hand geben, wenn die Tour beendet war. So ging es der Reihe nach, bis die Pistole oder der Feuerweifel losging. Wer da getadelt tanzte, bekam den Preis. Anderwärts jandete man ein Lauglicht an und steckte ein Weidhölzchen in das Licht. Bei wem das Licht so weit abbrannte, daß das Geld herausfiel, hatte gewonnen. Beim Hahnentanz tanzten Burschen und Mädchen um eine Säule herum, auf welcher oben ein Käfig mit einem Hahn stand. Nun mußten die Mädchen ihre Tänzer ohne den Tanz zu unterbrechen, so hoch heben, daß sie den Hahn ergreifen konnten. Wenn das gelang, der hatte gewonnen. Anderswo mußten die Mädchen ihre Tänzer so hoch heben, daß sie mit dem Kopf ein hochgestelltes Glas mit Wasser umstoßen konnten. Auch dabei tanzte jedes Paar einmal allein um die Säule herum, und das wurde so lange wiederholt, bis einer den Preis davontrug. Ein besonderer Tanz war auch der „Siebenprung“. Die Hauptrolle hatte dabei der Tänzer, der zu bestimmten Zeiten hebenereile Bewegungen machen mußte und zwar mit beiden Füßen, zwei mit den Knien, indem er niederkniete, zwei mit den Ellenbogen, die er nacheinander auf den Boden stieß und eine mit dem Kopfe. Dabei sang er:

Nach mir nur den Siebenprung,
Nach mir's sein all hebe!
Nach mir's, daß ich tanze kann,
Tanze wie ein Edelmann,
's ist ein'.

Bei dem letzten Wort lag der Tänzer auf den Knien und mußte mit dem Kopf die Erde

Heimat und Volkstum

Das deutsche Volk war heimatlos geworden. Die folgenschwere Entfremdungspolitik des Parteienystems führte es immer weiter von seinem Vaterlande hinweg. „Ich kenne kein Vaterland, das Deutschland heißt“, so sprachen die Nachkrieger der vergangenen Nachkriegszeit. Einen Heimat- und Volkstumsgeboten kannten sie nicht.

Im Volkstum liegt aber das Gute, Edle, die kulturelle Kraft. Selbstvertrauen und troche Zuversicht kann ein Volk nur schöpfen aus den beiden Urquellen: Volkstum und Heimat. Aus dem gesunden Volkstumsempfinden heraus findet auch der Mensch seine Heimat wieder. Es gibt keine Heimat ohne Volkstum, ohne den Willen, seinem Volke treu zu sein und um des Volkes willen diese Heimat zu verteidigen. Darum ist der Schutz und die Pflege des Volkstums und Heimatgedankens die notwendige Aufgabe zur Erhaltung der Nation. Die Volkstumskraft liegt ursprünglich im Bauerntum und aus dem Bauerntum wird die Volkskultur entstehen. Aus der Bodenständigkeit heraus und aus der Wurzelhaftigkeit ist das entstanden, was wir unsere Volkskultur nennen, was der Bauer Sitte und Gesittung nennt. Bis her waren die alten Bräuche bäuerlicher Sitte und Gesittung in den Hintergrund gestellt worden vor den Sorgen, die der wirtschaftliche Betrieb mit sich brachte. Kein, das Kulturgut unseres Volkes muß gerettet werden, es ist die Keimzelle aus der das ganze Volk schöpfen kann. Es ist aber der geschlossene Einfluß aller Kräfte für seine Erhaltung nötig.

Es ist erfreulich, daß sich nunmehr der Reichsbund für Volkstum und Heimat mit seinen fünf Millionen Mitgliedern dafür eingesetzt hat, mit dem Ziel, wissenschaftliche Arbeit mit der Volkstumsaufgabe in Einklang zu bringen. In diesem Sinne sind alle Kräfte der deutschen Volkstumsbewegung zusammengeführt als ein Werkzeug des Nationalsozialismus, der Nation, mitzubringen, durch Volkstumsarbeit das Volk von innen heraus wieder zu erneuern.

berühren, was die lebende Bewegung war, während das Mädchen um ihn herumtanzte. So zählte der Tänzer bis sieben, und dann wieder rückwärts bis eins. Bei den gemeinsamen Spielen vergaß man aber vorher auch nicht die gegenseitigen Reaktionen. Wer zum Beispiel auf der Tenne den letzten Schlag tat, wurde in Stroh eingeflochten, bekam über den Kopf einen Stod, der zwei Hörner vorstellte, und wurde von zwei Burschen an Striden zum Brunnen geführt, damit er saufen sollte. Unterwegs mußte er beständig „muh — muh“ schreien. In anderen Gegenden hieß der Stod auch der „Kornbug“, oder es hieß auch: Der hat die Sau, den Sod oder die Geiß! Bei der Flegelheute bekam der Stod auch manchmal einen Keller voll „Spreuer“ vorgelegt. Manchmal wurde auch eine Puppe zurechtgemacht und auf die Tenne geworfen. Die Dreiflügel

Bauerntum in deutschem Lied und Spruch

So lebt eine unzerstörbare Landsehnsucht in Städten. Nicht aus Unzufriedenheit mit seinem eigenen Los fliegt kein Blick und kein Sinn immer und immer wieder über die Stadtmauern hinweg, nicht aus dem Wunsche sich „zu verändern“ sucht er immer von neuem dem steinernen Kerne der Großstadt zu entziehen, denn jenseit fühlt sich der in der Stadt Aufgewachsene ganz wohl in dieser Umarmung, die ihm selbstverständlich, so unentbehrlich ist; er empfindet die Darbietungen städtischen Getriebes als unverzichtbare Anregungen und weiß zudem auch, daß er, der landfremde Großstädter, auf dem Lande sich ebenso wenig zurechtfindet, wie der Bauer den Daseinskampf im Getümmel des Weltverkehrs ohne Schulung nicht bestehen würde. Aber es ist doch im Blute jedes Menschen eine bleibende Verwandtschaft mit dem Urerdboden feststellbar, mag er sich auch solcher Gebundenheit nicht bewußt sein. Zeitweilig kommt dieser Hang zur Scholle immer wieder zum Vorschein. Der Stadtmensch strebt in seinen Urlaubstagen vorzugsweise aufs Land; seine Sonntagswanderungen haben das gleiche Ziel. Wer sich selbst das nicht leisten kann, der versucht ein winziges Gärtlein zu „bewirtschaften“, und wenn auch dies nicht möglich ist, der — bitte nicht lächeln — hat seine Balkonkästen oder sein Blumenbrett. Es ist rührend, gerade in den ärmsten Großstadteckeln die Anhänglichkeit des sogenannten kleinen Mannes an seine Pflanzen, an sein Vögelchen im Bauer, an den

Wägen das schon vorher und pflanzte genau aus. Erwischten sie den, der die „Dose“ wart, bestrafte sie ihn über Nacht und ließen ihn nicht zur Flegelheute trieben aber allerlei Scherz mit der Puppe. Bei Göttingen wart man einen in Stroh gewickelten Stein dem in die Scheuer, der mit Dreiflügel zuerst fertig war. Wurde der Uebelthäter erwischt, wurde ihm das Gesicht ruhig gemacht.

Wurde Flachs oder Hanf im Freien gezothen, und ein „Herr“ kam an den Arbeiterrinnen vorüber, trat ihm eine entgegen, hielt ihm eine Handvoll entgegen und sprach folgenden Satz:

„Den Weg bin i ganga
Den Herrn zu empfanga
Empfanga soll er sein,
Bis er langet in Geldbeutel sein.
Sicht er mir was heraus,
So laß i'n gler raus,
Und gibt er mir nit,
So wünsch i, daß 's Geld
im Beutel hauselricht.“

Hund oder die Kage zu jedem! Dieses alle entspringt dem Bedürfnis des Menschen, mit der Natur in Verbindung zu bleiben! Und da der Biertrinkende nicht täglich zu Mutter Erde und Vater Wald zurückwandern kann, so holt er sich eben ein Stück von ihnen in die schlichte Wohnung hinein! Ist er nicht Herr auf dem Boden des Vaterlandes, so ist er doch Herr in seinen vier Wänden.

Bei dieser Einstellung des deutschen Bauern ist es ganz selbstverständlich, daß das Denken des Städters ständig um den Bauernstand treibt! Und wenn auch ab und zu beide auf den Neckfuß gelangen und der „Stadtknecht“ den Bauer ein wenig belächelt, gerade wie der wadere Bauer auch den Städter tüchtig auslacht, der Roggen und Gerste nicht voneinander unterscheiden kann, so ist das nicht schlimm! Das gute Verhältnis von Stadt und Land klingt ja schon in vielen Sprichwörtern wider. „Bürger und Bauer scheiden nichts als die Mauer.“ Und gerade dieses Wort mit seiner Betonung der einheitlichen Volksgemeinschaft allerorts ist heute schätzenswert. Ja, aus diesen alten Sprüchen spricht eine stete Hochachtung für den Bauern! — „Ein fleißiger Bauer ist edler als ein fauler Edelmann“, und ganz richtig erkennt der Städter das Werden der deutschen Staaten und schließlich des Reiches, wenn er sagt: „Bauern machen Fürsten!“ Was waren denn schließlich die meisten dieser gekrönten Eelen von Hause aus anders als Landleute? Und alle waren stolz darauf, der

Graf Rudolf von Habsburg wie der Burggraf Friedrich von Nürnberg, der auch erst aus einem Grafen von Hohenzollern zum Nürnberger Bürger geworden war, um sodann ein großes Agrarland in Brandenburg-Preußen mit seinen Kochfahnen zu gründen. Auch Bismarck legte größten Wert auf seine ländliche Abstammung. Und ein Edelmann, Max von Schenkendorf, sang fröhlich und ahnenstolz: „O Bauernstand, o Bauernstand, du lieber mir von allen!“

Alle wissen wir, wie wahr dieser Spruch ist: „Gottes Segen und des Bauern Hand erhält das ganze Vaterland!“ Der Dichter und Naturforscher Adelbert von Chamisso ruft: „Der Bauer ist kein Spielzeug“, eine Warnung, die die bauernfeindliche und bauernscheißliche Sozialdemokratie nicht befolgt hat, obwohl sie wußte: „Denn wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brot!“ und obgleich sie wissen mußte, wie wahr man im Volksmund spricht: „Hat der Bauer Geld, hat's die ganze Welt!“ Der gute Patriot denkt noch an eine weitere Bedeutung des fernigen Bauernstandes, die ein anderer Dichter, Ernst Wichert, also ausspricht: „Aus einem fröhlichen Bauernstande erwächst ein fröhliches Heer.“ Aber nicht nur das Schutzherr Deutschlands soll stark sein, sondern vor allem das Arbeitsheer! Stark vor allen anderen Dingen jedoch machen Bauernbrot und der Ruch der Ackerfrucht!

Grenzbegehung und Flurumgang

Wenn die Getreideernte eingebracht ist und die Felder leer sind, wird mancherorts von den Gemeindegliedern die Begehung der Dorf- oder Flurgrenze vorgenommen. Alljährlich oder auch in längeren Zwischenräumen wird von den Gemeindegliedern, oft mit den Vertretern der Nachbarorte zusammen, die Grenze begangen, um zu prüfen, ob noch alles in Ordnung sei, um umgefallene Grenzsteine wieder aufzurichten oder zu erneuern und irgend welche Uebertretungen zu berichtigen. Solche Flurumgänge um die Felder beruhen auf Kultbräuchen und Rechtsbräuchen vorchristlicher Zeit. Sie sind als heidnisch-germanische Sittengänge und Dankopfer für Acker und Erntesegen anzusehen. In uralten Zeiten wurden die Fluren und Grenzen meist an einem Donnerstag, dem Tage des germanischen Gottes Donar, umschritten; denn der erste Donnerstag je im dritten Monat (also auch September) wurde für heilig gehalten. Die Feldhütten, auf denen Ernteeopfer dargebracht wurden, waren mit Hahnen besetzt, um die Fluren gegen böse Wetter und Blitzschlag zu schützen; denn wo die Hahne steht, schlägt nach altem Bauernglauben der Blitz nicht ein.

Mit der Zeit sind die heidnisch-religiösen Flurumgänge allmählich zu rechtlichen Grenzbegehrungen und Grenzberichtigungen geworden. Die örtlichen Gemeindeglieder gehen dabei von Grenzstein zu Grenzstein. Mit Hacke und Spaten wird festgestellt, ob er noch an der richtigen Stelle steht. Wenn irgendwo die Grenzfrage streitig ist, hebt man den Stein aus und sichtet nach, ob sich darunter noch das Stilkchen Holzstohle findet, das die Ahnen darunter gelegt als Beweis, daß nicht durch reinen Zufall ein beliebig großer Stein dort liegt, der als Grenzstein und Flurmarke anzusehen ist. Die Dorfältesten nehmen wohl auch einige Dorfjungen und zukünftige Hofherren mit und bedeuten diese an bestimmten Stellen mit Ohrfeigen oder sonstigen empfindlichen Handgreiflichkeiten als „Denkzettel“, angeblich, damit sie sich auch in Zukunft der Grenze wohl erinnerten. Nach Schluß des Grenzganges pflegt dann im Wirtshaus ein fröhliches Zusammenfeiern der Dorfbewohner mit Schmaus und Tanz stattzufinden.

Die Grenzbegehrung ist eine in die altgermanische Zeit zurückgreifende Sitte, als bei der Dreifelderwirtschaft — die nach den Darlegungen des Reichsbauernführers A. Wolter Darre in seinem Werk „Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse“ als ursprüngliches Germanengut anzusehen ist — das Brachfeld regelmäßig beweidet wurde, und die Flur im Weiden der Hirtten zur Feststellung oder erneuten Einprägung der Grenzen alljährlich begangen wurde. „Die Grenze halten“ ist im germanisch-deutschen Rechtsbewußtsein ein ebenso seit verankertes Gebot, wie der Ehrbegriff. Grenzverletzung galt unseren Ahnvordern als unfähbares Verbrechen und schwerste Sünde. Im Volksglauben hat sich diese Andauerung zum Teil bis heute noch erhalten.

Herausgeber: Vandesbauernschaft Württemberg
Verantwortlicher Schriftleiter:
Dr. Emanuel Schäffer, Stuttgart, Replerstr. 1

